

Kristina Moninger

HERZ
SUCHT
ZUHAUSE

Roman



ro
ro
ro



Kristina Moninger

Herz sucht Zuhause

Roman

Über dieses Buch

Liebe stand nicht im Drehbuch.

Charly wollte immer schon so selbstsicher und mutig sein wie ihre beste Freundin. Als Mia sie bittet, während ihres Urlaubs ein paar Dinge für sie zu erledigen, springt Charly, hilfsbereit wie immer, ein. Ohne zu wissen, worauf sie sich da einlässt. Denn ein paar Missverständnisse später findet sie sich nicht nur in der neuen Wohnung der Freundin am Starnberger See wieder, sondern mitten in deren Leben. Inklusive Traumjob in den Bavaria-Filmstudios. Aus Charly wird Mia. Und obwohl es nur für kurze Zeit ist, fühlt es sich verdammt gut an. Doch dann begegnet sie Sebastian. Er ist Stuntman und verliebt sich in Charly - in ihrer Rolle als lebenshungrige Mia. Was soll jetzt aus all den überwältigenden Gefühlen werden, wenn das Leben nur geborgt ist?

«Temporeich, amüsant und liebenswert - einfach ideal für kurzweilige Lesestunden.» *Kira Mohn*

Für Julia

Und mir ist nicht egal,
Wie gut du mich kennst.
Und mir ist nicht egal,
Wie du mich nennst.

Auszug aus dem Song «Pocahontas» von AnnenMayKantereit

Prolog

Charlys Notizbuch

Ich wäre gerne die Frau aus dem Buch, das ich neulich gelesen habe. Die, die an den richtigen Stellen laut und an den richtigen Stellen leise ist. Die, in die sich ein Mann auf den ersten Blick verliebt und auch auf den zweiten nicht aufhört damit.

Ich wäre auch gern die Frau, die in meinem Lieblingsbuchladen mit ihrer wunderschönen Handschrift Empfehlungen auf Karteikarten schreibt und immer den richtigen Ton findet.

Ich wäre gerne Sibylle Berg, einfach, weil sie Sibylle Berg ist.

Ich wäre gerne die Umweltaktivistin mit dem vollen, dicken Haar, das man sich einmal um den Kopf flechten kann wie einen Hefezopf.

Ich wäre gern Alice Schwarzer, weil sie immer sagen kann, was sie denkt, und man das, anders als bei anderen Frauen, sogar von ihr erwartet.

Ich wäre gerne eine stolze Löwin. Keine Antilope oder gar eine Maus.

Ich wäre gerne eine dieser superschlanken, bildschönen Schauspielerinnen, die lächelnd erklären, dass sie ganz verrückt nach Essen sind und es einfach nur Zufall ist, dass sie so schlank sind.

Ich wäre gerne Shonda Rhimes, Schöpferin unendlich vieler toller Geschichten, die auf Leinwand gebannt wurden.

Ich wäre gerne Bastian Schweinsteiger in weiblich. Oder zumindest Marta.

Ich wäre gerne Ruth Bader Ginsburg gewesen, Richterin am Supreme Court und Vorkämpferin für Gleichberechtigung.

Ich wäre gerne eine FFF, eine Fun Fearless Female-Cosmofrau.

Sie hat Spaß im Leben, ist furchtlos, selbstbewusst und geht aufs Ganze, vergisst aber dabei nie ihre Weiblichkeit.

Ich wäre gerne meine Freundin Mia. Weil sie Pippi ist und ich Annika. Weil sie sich traut, Fäden durchzuschneiden, wo ich noch einen Extraknoten mache.

Nun bin ich aber Charlotte, genannt Charly. That's it. Ich wäre ja gerne ich. Nur leider habe ich keine Ahnung, wie das geht, ohne damit ständig latent unzufrieden zu sein. Ich wüsste gerne, wer ich bin. Aber ich finde, das ist viel schwerer herauszufinden, als davon zu träumen, wer man stattdessen sein könnte.

Ich weiß zwar, dass man sein Leben selbst in der Hand hat – und es muss ja auch nicht gleich ein Umzug nach Hollywood sein –, aber da gibt es dieses Komfortzonenproblem. Ich meine, wer steigt schon freiwillig von einem Boxspringbett auf eine Jömma-Matratze von Ikea um? Wer gibt sein sicheres bayerisches Dorfleben auf, um in den indopazifischen Tropen für den Erhalt des Regenwaldes zu kämpfen? Und wer schlüpft aus seiner Hülle, um nachzusehen, ob es anderswo noch eine gibt, die vielleicht besser passt? Niemand.

Oder?

Kapitel 1

Das ist nicht dein Ernst, Charly!» Mia rührt ihre Latte so schnell durch, dass in Kürze nichts mehr von dem schönen Schaum übrig sein wird. Ich dagegen löftele vorsichtig meinen Milchcafé und gönne mir einen Extralöffel Zucker.

Durch die breiten Fenster des Cafés kann man raus auf den Markt von Altobernstadt sehen, der Regen tropft in dicken Bindfäden auf die unbesetzten Metalltische und angelehnten Stühle. Ich schaudere und ziehe die Schultern unter meinem Hoodie zusammen. Wäre das hier eine meiner geliebten Serien, dann würde ich keinen Hoodie tragen, sondern wäre in eleganten High Heels unbeeindruckt über das nasse Kopfsteinpflaster gehuscht und würde trotzdem mit perfekter Frisur vor Mia sitzen.

Selten hat sich meine kleine Heimatstadt so trüb und grau angefühlt wie in den ersten, verregneten Tagen dieses Aprils. Es ist, als müsste der Himmel all seine Reserven loswerden, um für den Sommer gewappnet zu sein. Einen, der so lang und heiß und trocken ausfallen könnte wie der vorige.

Mia sieht mich fragend an und erinnert mich daran, dass ich ihr noch eine Antwort schuldig bin. Doch bevor ich auch nur nicken kann, beugt sie sich vor und donnert ihre spitzen Ellbogen auf die Tischplatte, dass der Salzstreuer wackelt. «Und

warum? Erklär es mir, ich hab es immer noch nicht verstanden. Ist es das Helfersyndrom?» Ihre Stimme klingt nicht anklagend, eher besorgt. Sie streckt den Arm aus und streichelt meine Hand.

Wir führen diese Diskussion ständig. Eigentlich alle drei Monate, wenn wir uns hier treffen, weil Mia in ihrem Heimatort «ein paar Bankgeschichten zu erledigen hat» – was übersetzt bedeutet, dass ihre Eltern sie finanziell unterstützen und sie ihnen dafür einen Besuch abstattet. Heute allerdings ist sie noch fahriger als sonst.

Seufzend sehe ich in ihr bildschönes Gesicht, leicht gebräunt, dezent geschminkt, die dunklen Haare fallen links und rechts ihres Ponys in hübschen Wellen über ihre Schultern. Von Weitem könnte man uns für Schwestern halten. Haarfarbe, Größe, Figur und sogar unsere Nasen haben erstaunliche Ähnlichkeit. Aus der Nähe wird schnell klar: Was bei Mia zur Perfektion gereicht hat, ist bei mir unteres Mittelmaß geblieben. Eine Hauskatze macht eben noch keine Löwin (da kann sie sich noch so herausputzen). Das dunkelgrüne Kleid steht ihr super. An mir wirkt Grün immer, als wäre ich aus Versehen in einem Prospekt für Tarnkleidung gelandet. Elegant ist anders.

«Ich habe kein Helfersyndrom», erkläre ich, «das nennt man Familie, Mia. Meine Mutter braucht mich, Katja und die anderen brauchen mich. Ich kann nicht einfach wegziehen, wenn zu Hause die Bude brennt. Außerdem habe ich meine Arbeit bei *Edelbert & Ardenbaum!*»

Mia zieht die dicker werdende Falte zwischen ihren Augen zusammen. Sie denkt jetzt sicher an ihre letzten Jobs. An die aufregende Zeit in Frankfurt oder die bei *Vienna Voices* in Wien. Die Zwischenstation als Reiseleiterin auf einem Kreuzfahrtschiff. Oder an das Jahr in Paris, als sie sich eine der sehr begehrten Festanstellungen bei *der* französischen Synchronfirma gesichert hatte. Gedankenverloren zwirbelt sie ihre Haare um den Finger und sieht aus, als wäre ihr gerade eine Idee gekommen, über die es dringend nachzudenken gilt. Mia ist wie eine dieser Zaubertafeln, die wir als Kinder so geliebt haben. Sie malt und schreibt ihr Leben immer wieder neu und hat kein Problem damit, einfach über die Tafel zu wischen. Ich dagegen bin mehr der Typ in Stein gemeißelte Wahrheit.

Hinter uns räumt die Kellnerin geräuschvoll einen der verlassenen Tische ab, während ich zu einer Erklärung ansetze. «Ich muss keine Miete zahlen, ich kann Veronika und Georg helfen, und Jo ist ja auch noch da.»

«Verschon mich mit Jo!» Mia stöhnt und wechselt lieber das Thema. «Wie geht es Katja? Ich hab sie so lange nicht gesehen. Wenn man überlegt, wie dick wir mal miteinander waren ...»

Ich erinnere mich daran, wie Katja, Mia und ich früher am Bachlauf unter der Trauerweide Staudämme gebaut haben und uns vorstellten, an Lianen durch den Dschungel zu schwingen. Wie Mia damals schon konkrete Pläne schmiedete, nach der Schule in den echten Amazonas zu fliegen. Pläne, in denen ich ein fester Bestandteil war. Pläne, die Mia in die Tat umgesetzt

und ich auf die lange Bank geschoben habe, bis sie heruntergepurzelt sind und festgetrampelt wurden.

«Katja? Geht so, sie verkraftet die Trennung von Tobias nicht besonders. Seit ein paar Wochen wohnt sie wieder bei uns. Und damit hat das liebevolle Chaos Einzug gehalten.»

Mia versucht, verständnisvoll zu gucken, aber ich weiß schon, dass sie es nicht wirklich versteht. Wie auch. Mia ist Einzelkind und nicht wie ich in einer Pflegefamilie groß geworden. Und deshalb musste sie nie daran zweifeln, wer sie ist. Vielleicht wachsen Flügel überproportional groß, wenn man starke Wurzeln hat und genau weiß, wo man herkommt. Vielleicht fürchtet man sich dann auch nicht so sehr, die Flügel weit auszustrecken und Wurzeln Wurzeln sein zu lassen.

Obwohl wir uns sehr nah sind und unsere gesamte Kindheit zusammen verbracht haben, steckt Mia eben nicht in meiner Haut, in einem Körper aus Genen, von deren Herkunft ich keine Ahnung habe. Ich weiß nur, dass meine Mutter mich nicht wollte und mich im Alter von dreizehn Monaten in einem Kinderheim abgegeben hat.

Ich bin froh, als Mia meine Gedanken unterbricht und fragt: «Aber zwischen dir und Jo läuft es gut? Ich meine, selbst nach dieser grauenvollen Aktion?»

«Geht schon», erwidere ich ausweichend. «Er hat es doch nicht böse gemeint.» Und so grauenvoll war es gar nicht, füge ich in Gedanken hinzu. Bestimmt gibt es auch Leute, die fänden es sogar witzig, wenn der eigene Freund ein Computerspiel programmiert, in dem man selbst die Antagonistin in

Zombieform ist. Ein Spiel, das noch dazu so erfolgreich ist, dass es jeder kennt. Meine Lippen fühlen sich plötzlich furchtbar trocken an, ich lecke darüber, obwohl ich weiß, wie kontraproduktiv das ist. Ich habe doch anfangs selbst über die Idee gelacht. Ohne zu wissen, dass es ihm ernst damit war, mich zur Vorlage für die ultimative böse Zombiebraut zu machen. Jo hat mich seine Gamer-Muse genannt. Das war zu einem Zeitpunkt, als er mich noch liebevoll auf die Nasenspitze geküsst hat. Als ich es cool fand, wie locker wir miteinander sind, und stolz darauf war, wie wichtig ihm meine Meinung zu allen Dingen in seinem Leben ist. Und als ich es spannend fand, in diese Welt der Computernerds und Gamefreaks einzutauchen.

Inzwischen finde ich es schon ziemlich lange kindisch. Und eher dumm.

«Jetzt programmiert er ein *Reality Suburbian Adventure*», erkläre ich. «Schauplatz ist Altobernstadt.»

Ich bemühe mich, völlig ernst zu bleiben. Aber als ich in Mias Gesicht blicke, das gerade zusehends an Spannung verliert, muss ich doch lachen. Auch wenn es sich etwas bitter anfühlt. Sie fällt einfach nie auf mich rein.

Etwas leiser sage ich: «Vielleicht zieht er demnächst zu mir.»

Das ist vermutlich die größte Lüge, die ich Mia je aufgetischt habe, aber ich kann diesen Blick kaum aushalten. Mia ist eine Klammer, die sich ausschließlich um sich selbst schließt. Und das ist absolut positiv gemeint. Mia braucht niemanden, der sie liebt, sie liebt sich selbst genug. Ich dagegen brauche

Bestätigung, weil ich von Jahr zu Jahr weniger Ahnung habe, wer ich eigentlich bin.

Mia lässt ungeniert ihren Kopf auf die Tischplatte sinken. Direkt neben ihre schaumlose Latte. Es gibt einen dumpfen Knall, sodass uns die Frau am Nebentisch einen vorwurfsvollen Blick zuwirft, und ich verkrieche mich automatisch noch ein wenig tiefer in meinen Hoodie.

Mia wiederholt meine Worte ungläubig: «Altobernstadt und ... *Suburbian*?»

«Das heißt Vorort», erkläre ich unnötigerweise.

«Finde den Fehler, Charly! Finde den Fehler!», keucht sie und schaut unter ihrem dunklen Pony wieder zu mir hoch. «Dieses Kaff ist nicht einmal ein Vorort. Es ist die komplette Einöde. Die Pampa, der Arsch der Welt, die Walachei, der Hinterhof von Hintertupfingen, der Kaffeesatz von Bayern ... Wie sagt man dazu noch mal auf Englisch?»

«Zum Kaffeesatz?», hake ich nach.

«Du weißt genau, was ich meine. Wie ist der Ausdruck für einen unwirtlichen, unterbevölkerten, ereignisarmen und sterbenslangweiligen Ort?»

«Po-dunk», sage ich.

Mias braune Augen unter den dichten, dunklen Wimpern funkeln. «Genau, du bist direkt nach dem Studium nach fucking Podunk zurückgekehrt und lebst immer noch da!»

«Du vergisst dabei, dass du selbst aus *fucking Podunk* stammst.»

Ich schiebe das komische Bauchgefühl auf den starken Kaffee. Nicht, weil Mia meinen Lebensentwurf nicht mag, sondern weil ich weiß, wie recht sie damit hat. Ich benutze meinen On-and-off-Freund, meine Familie, meine Geschwister, die Arbeit im Restaurant als Entschuldigung, um mich selbst vor der Welt da draußen zu schützen. Es ist pure Angst.

Ich beuge mich zu ihr vor und stoße mir dabei die Oberschenkel an der zu niedrigen Platte an.

«Bei dir hört sich das immer so an, als würde ich nie hier rauskommen», sage ich leise.

Während Mia wieder ihre Latte quirlt, verraten mir ihre Augen, dass sie genau das befürchtet. Sie selbst hat den Mut, ihre Wohnorte so häufig zu wechseln wie andere ihre Unterhosen. Ich dagegen hänge im Einmaleins meiner Geschwister fest. Freiwillig, aber trotzdem immer ein wenig unzufrieden damit. Zugleich unfähig, etwas zu ändern.

Ich tätschele die perfekt gebräunte Haut an ihrem Unterarm und sage: «Der Kaffeesatz findet sich am Boden, Mia, und wenn du mit deiner Latte so weitermachst, dann bist du da bald angekommen. Sieh es als Metapher. Du kannst jederzeit zu mir rausfahren und dich von der Großstadt erholen.»

Sie beugt sich über den Tisch und starrt mir in die Augen. «Ich muss mich nicht von der Stadt erholen, ich gehöre da hin. Asphalt und der Duft der großen weiten Welt, da blühe ich erst richtig auf», dröhnt sie theatralisch. Dann zwinkert sie mir zu und zieht mich an sich. Einen Moment lang wirkt es, als wolle sie mir etwas ins Ohr flüstern, aber sie bleibt stumm.

«Ja, ist gut, mein wunderschönes Betonpflänzchen», kichere ich und drücke meine Nase in ihre Haare. Erdbeershampoo. Die teure Flasche aus dem Naturkosmetikladen, die ich ihr zum letzten Geburtstag geschenkt habe. «Aber vielleicht muss sich die Welt da draußen ja auch einmal von dir erholen», füge ich hinzu.

Sie reckt das Kinn und drückt mich an den Schultern sanft ein Stück zurück. Prüfend sieht sie mich an. «Könnte sein, dass ich ...» Ihre Augen glänzen verdächtig.

«Was?», hake ich nach.

«Wer weiß, vielleicht mache ich bald etwas völlig anderes», sagt sie geheimnisvoll.

«Was denn? Eine Weltreise auf einem Einhandsegler?», scherze ich. «Oder hast du am Ende tatsächlich vor, sesshaft zu werden, baust ein Haus im Neubaugebiet und heiratest einen Altobernstädter?»

Mia schaut an mir vorbei und neigt den Kopf von links nach rechts. Dann schmunzelt sie. «Wer weiß ... Die Frage ist doch viel mehr: Was ist mit dir? Willst DU nicht mal einen Einhandsegler fahren oder aus der Sesshaftigkeit etwas Aufregendes machen? Du könntest einen heißen Surferboy in Australien aufreißen, auf einer Kaffeeplantage in Kolumbien anheuern oder ...»

Jetzt geht das schon wieder los! Unwillig und etwas trotzig unterbreche ich sie: «Ich mag den Kaffee hier. Und ich habe Jo!»

Lächelnd deutet sie auf meine Tasse mit dem Milchkaffe und verkündet: «Ich könnte wetten, die halten Coldbrew für eine Biermarke. Und Jo, na, dazu sage ich besser nichts mehr. Ist schon okay, du magst es eben hier.» In ihrem letzten Satz liegt eine Mischung aus Resignation und ... ja, Mitleid.

Eine Weile ist es still zwischen uns, und ich kämpfe mit dem Gefühl, mich verteidigen zu müssen. Da ist dieser kleine Hauch Wut darüber, dass sie mir gar nicht zutraut, mehr aus meinem Leben zu machen. Und nicht nur Mia, niemand. Ich bin nun mal Charly aus Altobernstadt, das war's.

Kapitel 2

Sebastian

Waren das alle?» Adam stellt den letzten Karton aus dem Lieferwagen ab, stützt die Hände in gespielter Erschöpfung auf seinen Oberschenkeln ab und erklärt: «Mensch, Basti, das ersetzt mir glatt das Work-out von heute Abend.» Er grinst breit und deutet auf seinen nicht sehr ausgeprägten Bizeps.

Ich schaue auf die klägliche Ansammlung von einem Dutzend Kartons und einem Koffer. Nichts davon war wirklich schwer. Und bis auf den, den ich gerade wie einen Karton roher Eier auf dem Arm balanciere, ist mir auch keiner wichtig. Ein paar Klamotten, ein paar Bücher, Kleinkram, Erinnerungen an frühere Sets, viel mehr hatte ich während meiner Abwesenheit auch gar nicht eingelagert.

«Im Ernst», fährt Adam fort, «dein ganzes Leben steckt in diesen Kartons?» Schnell fügt er hinzu: «Ich beneide dich.»

«Du beneidest mich nicht, mein Freund!», brumme ich. «Du hast eine Frau und zwei zuckersüße Kinder, lebst in einem Haus mit Möbeln statt aus Kartons und arbeitest in einem normalen Job. Menschen wie du beneiden Menschen wie mich nicht, sie bemitleiden sie.»

Er rollt mit den Augen. «Gib her, ich nehm dir deinen Karton ab, du brichst unter deinen ganzen Altlasten ja gleich zusammen», stichelt Adam weiter. Vielleicht tut er das auch aus Verlegenheit darüber, dass ich ins Schwarze getroffen habe. Er will mir den Karton aus der Hand nehmen, aber ich zucke zurück.

«Nicht anfassen!», fauche ich. Da drinnen sind Flos Heiligtümer. Die jetzt auch meine Heiligtümer sind. Wie seine *Lucky Luke*-Comics, um die wir uns als Kinder immer geprügelt haben, oder die verbeulten und ungültigen Nummernschilder seines ersten Autos, die Originalkarten für das Stones-Konzert in New York, ein Foto von uns beiden bei unserer Alpenüberquerung vor acht Jahren, sein Lieblingshoodie und natürlich der Warmwasser-Atemregler mit dem gesprungenen Display.

«Sag mal, warum dreht ihr jetzt eigentlich in München und nicht mehr in Portugal?», will Adam wissen. Er weiß genau, wann er bei mir das Thema wechseln muss.

«Die Außenszenen sind im Kasten – der Rest ist im Studio günstiger», sage ich knapp und lächele ihn schief an. Zum Glück nimmt Adam mir auch so kurze, heftige Ausbrüche wie eben nicht krumm.

«Und daher jetzt also Starnberg.» Er schaut sich interessiert in der Wohnung um und meint anerkennend: «Schick hier. Deine Schwester scheint ganz gut zu verdienen mit ihrem Coachingkram.»

Ich zucke mit den Achseln, weil ich keine Lust habe, meinem besten Freund zu erklären, dass es egal ist, womit Julia ihr Geld verdient oder nicht verdient. Die Villa in Starnberg mit eigenem Seezugang hat ihr Mann gekauft. Es ist nett, dass sie mich hier übernachten lässt. Das Wort «wohnen» fällt sogar beim Denken irgendwie schwer.

«Mann, ich muss los. Den Kleinen von der Kita holen.» Adam schaut auf seine Uhr und verzieht das Gesicht. «Aber ich könnte heute Abend mit Wolfi auf ein Bierchen vorbeikommen, und du erzählst von Lissabon, den heißen Portugiesinnen. Oder wir gehen in München was trinken.»

«Ich bin verabredet», sage ich ausweichend.

«Aaaah!», macht Adam, und ich wette, er freut sich schon auf den Moment, Anni, seiner Frau, zu erzählen, dass der arme Sebastian jetzt endlich wieder eine Frau am Start hat.

«Sie ist blond, blutjung und kommt heute Abend zum Serienmarathon bei mir vorbei», seufze ich, wohl wissend, dass Adam mich sofort durchschauen wird.

Adams Gesichtszüge sacken ab. «Jenna?», fragt er. «Deine Nichte?»

Ich nicke.

«Wie schlimm?», will er dann wissen, und er muss die Frage gar nicht weiter ausführen. Ich weiß auch so, wie sie weitergehen würde: *Wie schlimm ist es, wieder hier zu sein? Zum ersten Mal seit ...* An dieser Stelle würde Adam stocken, und die richtigen Worte würden ihm fehlen, weshalb er

letztlich nur noch eine Handbewegung machen würde, die alles umschließt, was in den letzten sechs Jahren passiert ist.

Was er meint, ist: Wie schlimm ist es, mit den Erinnerungen konfrontiert zu werden? Wie schlimm, nicht mehr ruhelos umherzuziehen, von Job zu Job, sondern tatsächlich längere Zeit in München drehen zu müssen?

Ich zucke die Achseln und schaue an ihm vorbei. Bis Adam seinen untrainierten, aber mitfühlenden Bizeps hebt und mir die Hand auf die Schulter legt. «So schlimm?»

Kapitel 3

Hast du nicht manchmal Lust, das alles hier hinter dir zu lassen?», fragt Katja nachdenklich. Sie stemmt die langen, dünnen Arme in die Seiten. «Also von wegen aus deiner Haut rauskommen und so?»

«Geht nicht, die ist angewachsen», kontere ich und strecke mich in Richtung Decke. Ein Bein auf der vorletzten Stufe der Leiter, eines auf der letzten. Zum wiederholten Male nehme ich mir vor, die Lichterketten einfach hängen zu lassen. Den Saal im Seitenflügel des Restaurants zu dekorieren, ist immer eine halbsbrecherische Angelegenheit.

Katjas nackte Füße patschen ungeduldig auf den kalten Bodenfliesen. Sie stöhnt: «Och Mann, Charly. Du müsstest doch verstehen, dass ich das rein metaphorisch meine.»

Lächelnd schüttele ich den Kopf, drehe mich zu ihr um und fange ihren Blick auf. Sie hat den Kopf leicht in den Nacken gelegt, und die Sonnenstrahlen schreiben ein schattiges Muster auf ihr Gesicht. Flirrende Staubpartikel schweben wie lautlose Fliegen durch die Luft. Die Blumenarrangements, die wir auf einem der Tische in der Ecke des Gastraums versammelt haben, verbreiten einen schweren, süßen Duft. Mein Blick schweift über den großen Saal mit den imposanten Deckenbalken, den schnörkellosen Wänden aus unverputztem Fachwerk und den

bodentiefen Fenstern, die die Sicht auf den Weiher freigeben, in dem wir von März bis weit in den Oktober hinein schwimmen gehen. Ich puste mir ein paar Strähnen aus der Stirn und mache mich wieder daran, die Lichterkette zu entdröseln.

Eine Weile ist meine Schwester still und sieht mir zu, wie ich mich mit der Lichterkette abmühe, dann stampft sie mit dem Fuß auf, sodass es ein schmatzendes Geräusch gibt, und legt eine Hand an die Leiter. «Ich kann das doch für dich übernehmen!», erklärt sie.

«Kannst du nicht», sage ich knapp und versuche, die Lichterkette durch die Deckenöse zu schieben.

Katja schmolzt und fährt sich mit der rechten Hand durch den blonden Pagenkopf. Ihre hohen Wangenknochen drücken sich förmlich durch die helle Haut, die in wenigen Wochen von Sommersprossen übersät sein wird. Als wir Kinder waren, haben wir sie gezählt, und ich habe behauptet, es wären Wunschpunkte. Wie beim Sams. Katja ist zwar sechs Jahre älter als ich, aber genau genommen trennen uns nur wenige Monate, die sie länger bei unseren Eltern lebt als ich. Wir sind vollkommen unterschiedlich und doch durch unsere Vergangenheit vereint. Ein bisschen wie Minus und Plus. Antonyme, deren Gegensätzlichkeit uns gleicher macht, als unsere Charaktere es vermuten lassen.

«Sei mir nicht böse, Katja, aber hast du nicht irgendetwas anderes zu tun, als mich von der Arbeit abzuhalten?»

Wie erwartet bleibt meine Schwester unbeeindruckt von meinem Versuch, sie wegzuschicken. «Ich könnte Servietten

falten.»

«Das gibt bei dir nur faltige Knoten», erwidere ich und schwäche die Feststellung mit einem kleinen Augenzwinkern etwas ab.

Als Katja laut seufzt, biete ich an: «Wie wär's mit Bestecktaschen? Die konntest du doch immer gut.»

Das ist zwar reichlich übertrieben, selbst die einfachsten Faltmuster geraten bei Katja zu abstrakt geformten Unikaten. Aber das kurze Leuchten in ihren Augen ist die kleine Notlüge allemal wert.

«Na also», sagt sie froh und lässt sich auf einen der Tische fallen. Mit einer Hand zieht sie den Karton mit den Stoffservietten zu sich und greift hinein. «Wenn ich es nicht besser wissen würde, könnte man fast meinen, du bist mit unserer Mutter verwandt. Die gibt auch immer nach.»

Worte wie diese verfehlen ihre Wirkung nie. Katja macht solche Bemerkungen ständig. Ganz nonchalant, völlig unbeeindruckt, als würde sie sagen: Hey, wir hatten gestern Pizza zum Abendessen.

Bei mir verursacht es ein seltsames Herzklopfen, daran erinnert zu werden, dass Katja und ich zwar gemeinsam aufgewachsen sind, aber kein einziges Gen teilen. Als könnten Worte mir die Existenz rauben.

«Jetzt, da ich wieder hier bin», beginnt sie erneut, «könntest du doch ein bisschen kürzertreten im Restaurant. Immer denkst du nur an andere, nie an dich. Jetzt bin ich an der Reihe, das Zepter zu übernehmen», verkündet Katja und klingt dabei,

als wäre sie Vorstandsvorsitzende eines Dax-Konzerns und keine Mittdreißigerin, die es bisher in keinem Job länger als sechs Monate ausgehalten hat. Als würden zwei halbwegs vernünftig gefaltete Servietten sie dafür qualifizieren, eine Wirtschaft zu leiten. Aber Katja ist noch nicht fertig. «Du hast doch bei *Edelbert & Ardenbaum* genug mit deinen Verträgen und deinen Hieroglyphen zu tun.» Sie macht eine gewichtige Pause, und ich verkneife es mir, sie daran zu erinnern, dass ich als Englisch- und Italienischübersetzerin arbeite, nicht als Ägyptologin.

«Schau mal, das ist doch eine Eins-a-Variante einer Bestecktasche!» Katja hält eine Serviette hoch und lächelt mich an, bevor sie eine neue aus der Verpackung zieht. «Was macht eigentlich Mia? Wie war euer Treffen gestern?»

«Alles beim Alten. Mia eben – überall auf der Welt zu Hause, nur nicht in Altobernstadt.»

«Du bewunderst sie immer noch für alles, was sie tut, oder?», erwidert Katja und legt die Stirn in akkuratere Falten als jede Serviette.

«Stimmt doch gar nicht!»

Dabei stimmt es sehr wohl, wenn ich ehrlich bin. Mia ist eben wie eine Schlange, die sich regelmäßig häutet und neu erfindet. Eine Powerbank und ich nur die Back-up-Software, um es mit Jos Worten zu sagen.

«Was würden wir nur alle ohne dich machen?», sagt Katja. «Gut, dass du hier so verwurzelt bist wie eine alte Eiche.»

Vielleicht ist es dieser Satz, der das Fremdheitsgefühl verstärkt, das ich seit einiger Zeit habe. Vielleicht aber auch der Zeitungsausschnitt, den meine Mutter mir vor ein paar Wochen stumm überreicht hat und der seitdem in meinem alten, zerfledderten Notizbuch liegt wie eine Anklageschrift. Dieses lederne Buch, dessen karierte Seiten nur mit einem roten Gummi zusammengehalten werden und das seit Jahren mein ständiger Begleiter ist und all meine zusammenhängenden und zusammenhanglosen Gedanken enthält. Vielleicht ist es Mias schlecht verhohlenes Mitleid. Oder Katjas treffende Kommentare. Oder eine Mischung aus allem. Ich kann vielleicht eine Lichterkette entdröseln, aber um das Geheimnis meiner Herkunft zu entwirren, ist es jetzt zu spät. Ich habe zu lange gewartet, zu lange gedacht, es müsse alles so bleiben, wie es ist. Ohne Antworten auf Fragen.

Einen Moment lang stolpert mein Herz und fragt sich, was und wer ich geworden wäre, wenn ich nicht vor über dreißig Jahren in diese Familie gekommen wäre. Und gleichzeitig, noch während es den richtigen Takt wiederfindet, keimt da etwas in ihm. Etwas, das sagt: Wann genau hast du eigentlich beschlossen, eine Eiche zu sein, Charly?

Kapitel 4

Mein Büro bei *Edelbert & Ardenbaum*, das diese Bezeichnung so wenig verdient wie ein Bahnhofsklo das Attribut «Wellnessoase», liegt am Ende eines langen Ganges, in dem Bereich, der noch nicht renoviert wurde. Genau genommen ist es eine Kammer ohne Tageslicht, dafür mit greller Neonröhre und einem verblassten Sonnenuntergangsposter aus den Achtzigerjahren. Aus einer Zeit, in der es angesagt war, sich ganze Wände mit diversen Dämmerungsszenarien zu tapezieren, und in der sich Work-Life-Balance noch mehr nach Margarine als nach einem ernst zu nehmenden Lebensstil angehört hat. Hier bei *Edelbert & Ardenbaum* heißt das Work-Work, ganz ohne Scham.

Auf meinem linken Bildschirm zähle ich einunddreißig neue E-Mails in Outlook, fünfzehn mit Eilt-Vermerk. Darunter eine Mahnung der Personalabteilung, meinen Alturlaub endlich zu nehmen: «Vierundzwanzig Tage aus dem Vorjahr und dreißig neue, Frau Reinhardt, Sie müssen dringend Urlaub abbauen.» Außerdem eine Einladung zum Betriebsgrillen und einmal Werbung für ein Sextoy mit Hasenzähnen und dem klangvollen Namen *Superlatte*: «Nutzen sie auch in Büro, 100 percent Garanti für nicht laute Lautstärke. Rückgabe okay wenn Unzufriedenheit wegen Diskretionen.»

Unwillkürlich muss ich an Jo denken. Aus dem romantischen Abend, den ich mir bei seinem letzten Besuch vor drei Wochen erhofft hatte, wurde nichts, außer hektischem Sex ohne Vorspiel. Ich schlucke und versuche, nicht im Nachgang noch enttäuscht zu sein. So ist das eben manchmal. Dabei ist Jo meistens sehr zärtlich. Nicht wie Micha, sein Vorgänger, der von der weiblichen Anatomie so wenig Ahnung hatte wie Katja vom Serviettenfalten. Und Jo ist auch keiner, der ständig eine andere vögeln muss wie Dominik, der Typ vor Micha. Wahrscheinlich ist es ganz normal, dass im Laufe einer Beziehung die romantischen Sätze Platz machen für die praktischen. Da kann aus «Schatz, du siehst fantastisch aus» schon mal ein «Hast du meinen zweiten Socken gesehen?» werden.

Jo ist eigentlich einer von den Guten. Und auch er darf mal einen schlechten Tag haben. Vielleicht braucht er einfach noch Zeit, um mich als seine Freundin anzusehen.

Zwei Jahre, Charly!? Es sind zwei Jahre, in denen er sich bereits dreimal von dir getrennt hat, ohne den Beziehungsstatus überhaupt verifiziert zu haben ... flüstert mir eine Stimme zu, die ich gekonnt ignoriere. Es wird besser werden, wenn ... Ja, wann eigentlich?

Schnell lösche ich die Sextoy-Mail, lese die anderen, seriösen Nachrichten und stürze mich dann in die Arbeit. Eine halbe Stunde später steckt meine Kollegin Sandra ihren Kopf durch die Tür und hält mir einen dampfenden Becher Kaffee hin.

«Zweimal Zucker, einmal Schaum», ruft sie gut gelaunt. «Sag mal, hast du auch diese komische Werbung mit dem Sexspielzeug bekommen?»

«Ja, zwei waren im Angebot – ich hab schon bestellt und du?», antworte ich und ernte einen verwirrten Blick.

Am liebsten würde ich mir auf die Zunge beißen. Allerdings kommt der Bremsbeschleuniger zu spät. Wie so oft.

«War ein Scherz», erkläre ich schnell.

Sandra grinst schief, stellt die Tasse auf meinem Tisch ab und wendet sich schon wieder zum Gehen.

«Danke!», rufe ich ihr hinterher.

Seufzend lehne ich mich zurück und nehme einen Schluck Kaffee. Die Übersetzung der neuen Produktbeschreibungen für Dosieranlagen ins Italienische hat es in sich. Kollege Schmitt hat sie mir mit den Worten geschickt: «Ich bin in Urlaub, aber du bist ja da – könntest du das übernehmen?» Außerdem muss noch die Mitarbeiterzeitung für die Angestellten in UK und USA ins Englische übertragen werden – damit die auch mitkriegen, was bei uns nicht los ist, denke ich. Denn *Edelbert & Ardenbaum* ist als Arbeitgeber ungefähr so aufregend wie der Klappentext eines Wörterbuchs.

Natürlich habe ich mir nach der Uni vorgestellt, schöne Literatur zu übersetzen. Wer nicht? Nun sind es eben trockene Verträge geworden statt spritziger Dialoge. Man kann nicht alles haben. Auch wenn Mia das Gegenteil behaupten würde.

Mia und ich haben gemeinsam in Frankfurt Sprachen studiert. Mia, weil sie in die Welt hinauswollte. Ich, weil ich

Worte finden wollte – für mich, für andere, für das Leben, für all die Dinge, die ich bis heute nicht begriffen habe. Vielleicht aber auch, weil ich mir mit Wörtern eine Welt schaffen wollte, in der ich mich verkriechen kann.

Als mein Telefon klingelt, schrecke ich hoch und klicke schnell das Bedienmanual der Dosieranlage auf. Als könnte man durch den Hörer sehen, dass ich trüben Gedanken nachhänge, statt zu arbeiten. Aber seit die Geschäftsleitung letztes Jahr veranlasst hat, diese monströsen Rauchmelder zu installieren, fühle ich mich immer irgendwie beobachtet.

«Charly?», tönt es durch den Hörer.

Einen Moment lang brauche ich, bis ich die Stimme erkenne, so verzerrt klingt sie durch den Apparat.

«Mia?», frage ich. «Bist du das?»

«Ha! Du glaubst nicht, wo ich gerade bin!»

Sie klingt dumpf und weit entfernt, es kratzt und knarzt im Hörer. Vermutlich hat sie mal wieder auf Lautsprecher gestellt und macht nebenbei tausend andere Sachen.

«Keine Ahnung, vielleicht ...»

«Ich bin in Französisch-Polynesien! Mit Sören, diesem Aussteigertyp, von dem ich dir neulich im Café erzählt habe», sagt sie.

Ich erinnere mich an keinen Sören. Aber das muss nichts bedeuten. Im Namenswirrwarr von Mias ständig wechselnden Bekanntschaften kann auch mal jemand untergehen.

«In welchem Arrondissement von Paris liegt Französisch-Polynesien denn?», witzele ich.

Mia lacht schallend. «Geografie war noch nie deins, Charly», erwidert sie. Und ein wenig klingt es, als wolle sie sagen: Wer sich die Welt nur in Filmen ansieht, kann ja auch keine Ahnung von ihr haben. «Ich wiederhole mich ja ungern, aber du wärst auch mal reif für einen Tapetenwechsel.»

Gedankenverloren schaue ich auf den papiernen Sonnenuntergang und verspüre plötzlich den unbändigen Drang, das Ding von der Wand zu reißen. Als würden sich dahinter die Top Five der hippsten Arbeitgeber verbergen und nicht die blanke Wand von *Edelbert & Ardenbaum*.

«Das ist Raufaser, die geht ganz schlecht ab», sage ich.

«Was? Ich kann ...» In der Leitung ist es plötzlich still. Dann kracht es wieder kurz. «Was hast du gesagt? Ich ...» Mia wird von einem weiterem Rauschen unterbrochen.

«Nicht so wichtig. Erzähl mir, wie es dich in den Pazifik verschlagen hat!», erwidere ich.

Normalerweise tut Mia das sehr bereitwillig. Sie hat dieses Talent, jeden ihrer Sätze wie einen Abenteuerroman klingen zu lassen, während ich mit meinem ereignisarmen Leben noch nicht einmal die Klatschspalte auf der letzten Seite unten links fülle. Ich könnte höchstens von Katja erzählen, die ihr Interesse an der Gastronomie inzwischen mit einem Crashkurs zum Thema «vegetarisch-basische Ernährung» an der Volkshochschule untermauert. Oder von Pepe, einem meiner Geschwister, der zwei riesige Milchzähne verschluckt hat und mich beim Fußballspielen in Grund und Boden dribbelt.